

**„Man stirbt nicht nur durch Minen und durch Flinten“.
Über die Sehnsucht nach Frieden in Bildern vom Krieg.**

**Sonntagvorlesung von Christhard-Georg Neubert mit anschließender Führung
durch die aktuelle Ausstellung der Stiftung | 22. 3. 26
im Besucherzentrum des Schlosskirchenensembles Wittenberg.**

Eine Kooperation des Evangelischen Predigerseminars Wittenberg mit der Stiftung
Christliche Kunst Wittenberg und der Reformationsgeschichtlichen Forschungs-
bibliothek Wittenberg.

Die Bilder vom Krieg sind allgegenwärtig. Halten wir ihnen noch stand? Und wie lange noch? Während wir hier friedlich beieinandersitzen, kämpfen Menschen um ihr Leben, um ihre Existenz, um Unversehrtheit an Leib und Seele - in der Ukraine, in Gaza, im Iran, in Israel, im Libanon, in den Golfstaaten. Nicht zu reden von den kriegerischen Auseinandersetzungen, von denen wir nichts oder fast nichts wissen. Die Folgen für ganze Gesellschaften wie unzählige Individuen, für Menschen und Tiere sind aber im Wesentlichen immer gleich: Tod, Flucht und Vertreibung, zerstörte Existenzen, Häuser und Landschaften; traumatisierte Frauen, Männer und Kinder. Und es stellt sich dringlich die Frage, wie es sein kann, dass trotz aller Menschheitserfahrungen mit gewaltsamen Auseinandersetzungen Kriege immer wieder neu gemacht werden. Schon Aristophanes, der attische Dichter nutzte seine Komödien, um angesichts der Absurdität und Schrecken des Peloponnesischen Krieges das Ende der Kämpfe und die Wiederherstellung des Friedens zu fordern.

Ich möchte Sie einladen auf eine Reise zu Bildwerken, deren tiefster innerer Kern eine Sehnsucht in sich trägt: die Sehnsucht nach Frieden, nach Unversehrtheit, nach gelingendem Leben, nach Lieben und Geliebtwerden. Unsere Reise beginnt im Jahre 1915 – historisch weit genug von uns entfernt, existentiell aber nah genug an uns dran.

Hugo Ball, deutscher Schriftsteller und Kulturkritiker, Mitbegründer der Dada-Bewegung, fand irgendwann im Jahre 1915 im Alter von 29 Jahren folgende Verse:

„Man stirbt nicht nur durch Minen und durch Flinten“.

Man wird nicht von Granaten nur zerrissen.

In meine Nächte drangen Ungeheuer,

die mich die Hölle wohl empfinden ließen.“ (Hugo Ball)

Nur Wenige waren so wach und sensibel für die Strömungen der Zeit, wie Hugo Ball, etwas zu ahnen von der 1915 bereits tobenden Hölle des Ersten Weltkrieges. Wer aber nur über einen Hauch an Mitgefühl, an Einfühlung und Vorstellungskraft verfügte, hatte

sich permanent der Ungeheuer zu erwehren, die durch einen abscheulichen Vorgeschmack der Hölle das Leben ins Abgründige verdunkelten. Georg Trakl, der feinsinnige österreichische Dichter, ist einer von ihnen. Mit Beginn des Krieges Sanitätsleutnant, gerät er angesichts der „Todesgruben von Galizien“ in eine Verzweiflung, aus der er nicht mehr zurückfindet. Traumatische Erfahrungen finden Eingang in seine Gedichte. Ein tragisches Missgeschick oder die eigene Hand setzen seinem Leben schon im November 1914 ein Ende.

Aus der Rückschau mag es überraschen, dass zwischen dem Ende des Ersten Weltkrieges und dem Beginn des zweiten gerade einmal einundzwanzig Jahre gelegen haben. Eine ganze Generation traumatisierter Männer und zerstörte Grundfesten eines Gemeinwesens blieben zurück.

Machen wir uns klar, dass diese einundzwanzig Jahre reichten, um die Hölle des soeben schmachvoll zu Ende gebrachten Krieges, die ‚technisierte Sinnlosigkeit‘ (Peter Suhrkamp), gleichsam vergessen zu machen, bereit zu werden, das Risiko einer in noch tiefere Abgründe reichenden Hölle einzugehen. Die historischen Gründe für diese kurze Zeitspanne sind vielfach beschrieben worden. Und doch gibt es den Nachgeborenen zu denken, dass die Erfahrung unvorstellbaren menschlichen Leids, folgenreicher Verwüstungen der überkommenen Kultur und schwerster, generationsübergreifender Traumatisierungen unzähliger Menschen und ihrer Familien nicht davor schützten, erneut auf die Anwendung kriegerischer Gewalt zu setzen. Wie konnte ins Vergessen sinken, dass alle, die die Schlachtfelder des Ersten Weltkrieges überlebt hatten, gezeichnet blieben für ihr ganzes Leben? Und nicht nur sie selbst; dass erlittene, schwere Traumata auf verborgene aber spürbare Weise an die Nachgeborenen weitergegeben werden, ist inzwischen nachgewiesen. Es ist nicht vorbei, wenn die Waffen schweigen!

Unsere Ausstellung, in die ich Sie mitnehmen möchte, ist eine Zumutung; da sind Bilder, die nicht einfach zu ertragen sind. Die Kunstwerke erzählen vom ‚NICHTVORBEI‘-Sein. Das Einzigartige dieser Ausstellu7ng werden Sie schnell selbst spüren: die Kunstwerke stehen miteinander in einem außergewöhnlichen Dialog.

Da ist zuerst der spannungsreiche Kontext zweier Künstler, die beide das Drama von Krieg und Zerstörung in den Jahren von 1939 bis 1945 auf der je anderen Seite miterlebt, miterlitten haben. Ihre traumatischen Erfahrungen finden Eingang in ihr künstlerisches Werk. Vielleicht sehen wir etwas von der heilenden Kraft der Kunst. Zum einen begegnen wir dem Leipziger Maler und Grafiker Bernhard Heisig. Als Kriegsfreiwilliger einer SS-Panzerdivision im Zweiten Weltkrieg zieht er gegen die Sowjetunion zu Felde. Als Kriegsinvalide kehrt er zurück. Sein berühmter 24-teiliger Kriegszyklus, entstanden von 1976 bis 1978, nach dem Roman „Krieg“ von Ludwig Renn (1929), steht exemplarisch für das Lebensthema Bernhard Heisigs, das ihn bis an sein Ende nie losgelassen hat. Seine Blätter lassen sich lesen als glühendes Plädoyer dafür, dass der

Mensch selbst in Schlamm und Dreck und mit schwersten Verletzungen doch immer ein Mensch bleibt, fähig zur Umkehr. Sehnsüchtig nach Frieden.

Im Gegenüber zu den Arbeiten Heisigs begegnen wir Skulpturen, Zeichnungen, Linolschnitten des in der Ukraine geborenen Bildhauers, Grafikers und Schriftstellers Vadim Sidur. Im Alter von 19 Jahren wird der Rotarmist Sidur durch einen Scharfschützen der deutschen Wehrmacht schwer verletzt; als Kriegsinvalid kommt er zurück aus dem Kriege; an seinen Verletzungen krankt er Zeit seines Lebens. Eindrucksvolle künstlerische Werke künden von einer andauernden Unruhe; sein stetiges Suchen nach Frieden und persönlichem Glück bleibt immer gekoppelt mit dem Wissen um die Macht von Gewalt und tödlichen Abgründen, denen der Mensch ausgesetzt bleibt.

Mit den Fotoarbeiten des Dresdner Fotografikers Ulrich Lindner kommen die Kriegsfolgen in Bildern einer zerstörten Stadt ins Spiel. Als siebenjähriger Junge überlebt Lindner das Flammeninferno in Dresden. Seine Heimatstadt, das einstmalige stolze sächsische Elbflorenz, sinkt nieder und wird zu einer Ruinenlandschaft. Wie tief sich deren Bildzeugnisse in die Resonanzräume des Künstlers eingegraben haben, bleibt offen. Aber es sind jene Bilder, die den prägenden Hintergrund seiner Kindheit mitbestimmen. Seine fotografische Serie „Der Tod und die Stadt“ spiegelt die Wahrnehmungen eines Menschen, der schuldlos mit den Folgen von Krieg und Gewalt leben muss.

Gleich mehrere Aspekte der Biografien und des künstlerischen Wirkens der drei Künstler stehen in einem schnell wahrnehmbaren, spannungsvollen Zusammenhang. Ohne voneinander gewusst zu haben, stehen sie miteinander im Dialog. Da sind die Arbeiten von Vadim Sidur, die bei genauerem Hinsehen etwas erkennen lassen von der Sozialisation dieses Künstlers im Spannungsfeld seiner russisch-jüdischen Kindheit in der Ukraine; und gleichzeitig begegnen wir einer vom offiziellen sowjetischen Kunstbetrieb ausgeschlossenen Persönlichkeit, der es in einer Jahrzehnte währenden Schaffensperiode in Moskau gelang, ein intellektuell freies, kulturell und politisch geprägtes Zentrum Andersdenkender zu schaffen.

Auf der anderen Seite begegnen wir dem nimmermüden Maler Bernhard Heisig, dem immer wieder umstrittenen Protagonisten der sogenannten Leipziger Schule, der in unzähligen neuen Anläufen den Grundfragen der menschlichen Tragödie auf die Spur zu kommen sucht. Die in unserer Ausstellung versammelten 24 Lithographien stehen exemplarisch dafür ein.

Alsdann treffen wir auf sechs Blätter des Dresdner Fotografikers Ulrich Lindner in der Serie „Die Stadt und der Tod“. Sie spiegeln exemplarisch am Beispiel des im Bombenkrieg versunkenen Dresdens die Absurdität kriegerischer Auseinandersetzung.

Alle drei Künstler arbeiten sich ab an den existentiellen Grundfragen von Geburt, Tod, Liebe unter den Bedingungen von Frieden und kriegerischen Verbrechen gegen die

Menschlichkeit. Was wir hier sehen, ist mehr als Zur-Schau-Stellung erlebbarer Wirklichkeit. Wer sich den Werken dieser drei Künstler widmet, wird verstehen, dass die Natur des Menschen grausam sein kann; und gleichzeitig steht unausweichlich die Frage nach der eigenen Friedensfähigkeit im Raum, die Frage nach dem persönlichen Beitrag zum Frieden in friedloser Zeit. Ist es denkbar, aus den mit diesen Fragen verbundenen Leiden Perspektiven für eine humanere Welt zu entwickeln?

Schlussbemerkung: Alle Bilder vom Krieg und seinen Folgen erscheinen nur solange berechtigt, wie sie die Fragen nach der Humanität und Friedensfähigkeit jedes Einzelnen unüberhörbar aufrufen: die Fragen nach den unverzichtbaren Bedingungen für gemeinschaftliches Leben in Frieden und Freiheit wachhalten.

Fragen des richtigen oder falschen Lebens wurden und werden in den Künsten wie in der Religion immer schon diskutiert. Weder die Künste noch die Religion argumentieren mit schlüssig begründeten Normen oder abstrakten Begriffen. Sie sprechen in Bildern, Mythen und Ritualen. Sie schalten sich ein durch das Aufwerfen von Fragen, im Kenntlichmachen von Leerstellen. Sensibilisiertes, das heißt empfindsames Sehen von Kunstwerken schärft die Urteilskraft und ist damit eine wesentliche Triebkraft ethischer Orientierung.

So bleibt die verwegene Hoffnung, dass 80 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges diese zentrale Intention unserer Ausstellung ansteckend spürbar wird – jedenfalls insoweit, wie Kunst das zu leisten vermag.